

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 152. Bydgoszcz / Bromberg, 8. Juli 1937

Herzschlag zwischen den Bergen

Roman von Andre Mairock

Der Föhn.

Ganz unbemerkt waren die weißen Felstürme der Mädelegabel aus dem winterlichen Dunstkreis getreten und streckten sich mit einem Mal stolz und nackt gegen einen unverschleierten Himmel; drohend erhob sich der mächtige Finger der Trettachspitze, des Allgäuer Matterhorns, und sandte eine stumme Warnung hinaus in die weißen Gefilde gleich einem SOS-Ruf an all die kühnen Skifahrer, die umstrickt von Bergzauber und Wintermärchen wieder einmal übersehen wollten, daß sich der Föhn, dieser heimtückische Südländer, bereits über die Regionen schlich und seine verderbenbringenden Fangnetze legte.

Über die ungeheuerlichen Schneefelder des Mädelejochs kämpften sich eben schrittweise und vorsichtig — es zeigten sich in der weißen Decke bereits klaffende Risse der vorbereiteten Lawinen — zwei junge Menschen. Ihr Bestreben, dem schauerlichen Bergreich zu entkommen, ehe die ungebändigten Elemente zum Ausbruch kommen konnten, schien wohl allzu hoffnungslos zu sein; denn sie hatten sich doch viel zu weit in das weiße Reich verstiegen, um sich noch rechtzeitig unter den Schutz einer Hütte flüchten zu können. Dagegen aber hatten diese beiden Menschen, die keine Fremden, sondern Kinder dieser Welt, also Menschen mit unbeugsamem, eisernen Willen waren, zwei schwerwiegende Eigenheiten in die Waagschale zu werfen: Mut und Tatkraft. Sie wußten, daß der Föhn in Gestalt des weißen Bergtodes, hinter ihnen her war, daß er ihnen bei jedem Schritt begegnete, aber trotzdem kämpften sie sich unverdrossen und unverzagt durch den schweren, klebrigen Schnee, der bereits bei jedem Schritt knarzend zusammensackte.

Voraus ging ein hochgewachsener, stämmiger Bursche und stapfte schweigend die erste Spur in den unberührten Schnee. Nur ab und zu wandte er, ohne stehen zu bleiben, sein gesundes, markantes Gesicht zurück, und seine eigenartigen, machtvollen Blicke lagen für Sekunden forschend auf dem hübschen, und vor Anstrengung geröteten Gesicht seiner Begleiterin, in dem er bereits die ersten Spuren der Strapazen entdecken mußte. „Nit auslassen, Luzie! Um Gottes willen, bloß jetzt nit müd werden!" rief er ihr zu, und willig folgte das tapfere Mädchen, beharrlich in der von ihm vorgezeichneten Spur verbleibend.

So verging eine Stunde nach der anderen, weiter kämpften sie sich, immer weiter ... Wie lange noch? ... In den Gründen dämmerte bereits der frühe Abend und zu ihren Häupten wuchsen die nackten Felsspitzen aus dem weißen Meer; kein Mensch und kein Tier kreuzte ihren Weg: furchtbar war diese Einsamkeit und furchtbar die Schönheit der gestreckten, warnenden Trettachspitze ...

Plötzlich blieb der Bursche wie festgewurzelt stehen, und sein Gesicht war fast so weiß geworden wie der Schnee um ihn her.

„Was hast du, Bruno?" schrie das Mädchen, erschrocken über seine plötzliche Veränderung.

„Komm!" brachte er endlich über seine festverschlossenen Lippen, und es hörte sich an wie ein eisiger Befehl.

Und als sie dicht neben ihm stand, wußte sie auch, was hier geschehen war und geschah: die Schneedecke unter ihnen zitterte und über sie hinweg fuhr ein grollender Donner.

„Bruno!" schrie sie schrill auf. „Fort!"

Er schüttelte den Kopf. „Wohin? ... Wir können nimmer aus, Luzie; umzingelt hat er uns!"

„Wer?"

Darauf gab er keine Antwort mehr, sein Körper fieberte merkwürdig, als befänden sich alle seine Nervenfasern in Tätigkeit, um jede Gefahr, die ihnen zu nahe kommen wollte, rechtzeitig zu spüren.

„Wir sind verloren, Bruno!" Das Mädchen brach zusammen.

In diesem Augenblick, als er eben schützend seine Arme um sie warf, stürzten sie beide zu Boden: die schwere Schneedecke unter ihren Füßen bewegte sich stoßweise auf und nieder, als erbebe der gewaltige Bergriese unter einer Erderschütterung, und über die Höhe fuhr ein dumpfer, grollender Donner. Nur wenige Sekunden währte dieses grausame Todesspiel, dann kehrte die alte Stille wieder zurück.

Bruno Schwaiger sprang auf, seine Augen leuchteten wie im Fieber; denn zwei Schritte vor ihnen zeigte sich eine tiefe, weiße Schlucht: die Schneedecke war also in zwei Teile gerissen, und der tiefer liegende Teil, der eben seine erste Lawine zu Tal geschickt hatte, war um einige Meter zusammengeschrumpft.

Da fühlte er sich von zwei Armen umspannt; auch Luzie hatte bereits die furchtbare Entdeckung gemacht, und die beängstigende Ratlosigkeit, angesichts der unentrinnbaren Einkreisung, schnürte ihr die Kehle zu.

„Was nun?" stieß sie endlich hervor.

Er bedeutete ihr durch ein Achselzucken, daß er sich selbst erst zurechtfinden mußte, und tastete sich vorsichtig an die Lawine heran. Sie konnten wirklich nicht mehr weiter, waren eingeschlossen, umzingelt vom Bergtod und in sein Fangnetz geraten. Dabei standen sie hier auf einer vorbereiteten Lawine, die jeden Augenblick losgehen konnte: sie mußten daher weg, und zwar so schnell wie möglich. Bruno rechnete: siegen — oder sterben, es galt also, mit dem Tod eine Wettfahrt abzuschließen ...

Als er sich zurückwandte, blitzten seine Augen unheimlich auf, und die Muskeln seines Körpers strafften sich. „Wir müssen sofort von da weg, Luzie!" rief er dem Mädchen zu, das mit Hangen und Bangen auf sein erstes Wort gewartet hatte. „Bleiben wir hier, dann sind wir verloren ... und wenn wir abspringen ..."

„... auch! So — und so, Bruno, i weiß schon, was du sagen willst!"

„Bei Gott! Dann wollen wir wenigstens nit kampflos sterben! Wenn du dich vor dem Sterben fürchtest, dann bist du noch zu früh dran! Erst will i sehn, wer der Stärkere ist, der Bergtod oder i! Einmal hast du zu mir gsagt, daß du, solang du bei mir bist, kei Angst nit kennst. Weißt du dös noch? — — Und heut bin i noch derselbe Falken=Bruno wie damals, wenn auch der Föhn a ganz gfährlicher Bruder ist!" sprach er ihr kurz wieder Mut zu. Dann musterte er mit Kennerblick den Himmel, warf die Skistöcke weit von sich und strich die Schneestollen von seinen Bretteln. „Bei Gott, es wird früh Nacht, wir müssen handeln!"

„Was willst du tun?" schrie sie verängstigt.

„Was i muß: abspringen!"

„Bruno! — — I bitt dich, bleib!" Sie umklammerte ihn so fest mit ihren Armen, daß er sich mit Gewalt freimachen mußte. „Sei gscheit, Mädle, es muß sein ... und du wirst sehen, daß meine Rechnung stimmt. Wenn i dir ruf, dann kommst du nach! ... In Gottes Namen!" ...

Sie sah noch das unheimliche Aufblitzen seiner Augen, als er zu einem mächtigen Sprung ausholte, dann aber verdeckte sie mit den Händen das Gesicht und hielt mit aller Kraft den Schrei zurück, der sich ihrer Kehle entringen wollte. Sie hörte, wie er tief unten aufschlug, vernahm das dumpfe Knirschen unter der Schneedecke, die unter ihren Füßen leise zitterte, und dann umfing sie wieder die drückende Stille ...

„Luzie ... Hö ..." Erst auf diesen Ruf hin wagte sie die Augen zu öffnen und erblickte ihn tief unten, auf dem Gesicht wieder das alte, zuversichtliche Siegerlächeln, als ob er sagen wollte: Ich hab's ja gewußt, daß ich es zwingen werde. Zugleich aber mußte sie entdecken, daß sich der klaffende Riß in der Schneedecke merklich verbreitert hatte. Es war also allerhöchste Zeit ...!

„Skistöcke weg! Halt dich auf mich zu! ... Los!" kommandierte er herauf, und seine Stimme verriet bereits wieder einige Erregung. Luzie sprang ab ...

Ihr Sprung war keineswegs ungeschickter, und ihre Linkskurve zeigte einen meisterhaften Schwung ... aber diesen zweiten Aufsprung hielt die Decke nicht mehr aus: ein furchtbarer Donner setzte ein, der ihr das Blut zum Herzen trieb, und wieder bewegte sich die Erde, doch viel, viel stärker als zuvor.

Auch das schien Bruno mit in seine Rechnung einbezogen zu haben; denn als das Mädchen nicht sofort standfest war, packte er es fest mit beiden Armen, schwang es auf seine Schulter und fuhr in querer Richtung die abschüssige Halde hinab. Es galt nunmehr mit dem Tode die Wettfahrt auszutragen: der Donner hinter ihnen sagte allzu deutlich, daß die Lawine wirklich hinter ihnen her war und der Boden zitterte und bebte. Trotzdem aber stand Bruno fest und sicher auf seinen Bretteln und schoß mit seiner Last auf der Schulter blind talwärts ...

Das war das Werk weniger Augenblicke, wenn es auch den beiden Gejagten allzu lange währen wollte ... Plötzlich aber stand Bruno wieder auf festem Boden, und der rollende Donner klang ferner. Sie waren dem Bereich der Lawine entkommen, die ihren gesetzmäßigen und von Bruno richtig vorberechneten Weg genommen hatte und sich jetzt wie eine ferne Katastrophe anhörte.

Bruno stellte das zitternde Mädchen auf die Füße. „Gewonnen — und gerettet", lachte er, als hätten sie eben nicht mit dem Tod, sondern irgend ein harmloses Spiel gespielt. Ganz allmählich löste sich die Starre des erlebten großen Schreckens im Gesicht Luzies, und ihre schönen, klaren Augen lagen voll Bewunderung auf dem Burschen, der sie beide durch seinen Mut und seine Kraft aus der Umklammerung des Todes gerissen hatte ...

„Was schaust du mich denn so an, Luzie," fragte er in die Stille.

„Bruno," schrie sie noch einmal auf und in diesem einen Wort lag die ganze Qual der erlebten Augenblicke, aber auch die erlösende Freude der wunderbaren Rettung. „Du hast viel Mut und viel Kraft, Bruno!"

Er lachte hell auf. „Du meinst es ghört so viel dazu, so a kleins, liebs Weibsbild auf d' Achsel zu nehmen?"

„Alpenkönig!"

„Ein schöner und ein großer Name!" Wieder lachte er hell auf, dann stand er dicht bei ihr, nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und sah ihr lange und tief in die Augen. „I allein vermag nix, Luzie. Aber wir zwei, du und i, wir könnten viel, alles erreichen. Früher war i am liebsten da, wo's keine Menschen mehr gibt, aber dös ist heut anders, seit in der Erlenberghütte ... Bei Gott, Luzie," unterbrach er sich plötzlich, und seine Stimme klang merkwürdig erregt.

„Was hast du?" fragte sie ahnungsvoll.

„I weiß nit, i kann dir's nit sagen! Mein Kamerad sollst du sein, nein, mehr! Viel mehr! — Schau, vielleicht bin i a Narr, aber dös war mein schönster Tag im Leben!"

„Bruno!" Nun war sie doch etwas erschrocken zusammengefahren; denn noch nie hatte sie ihn so angetroffen. Sein Körper bebte und in seinen Augen leuchtete ein Meer von Leidenschaft. „I glaub, es wird Nacht, Bruno," sagte sie dann nur, als wollte sie ihm andeuten, daß diese menschliche Leidenschaft so schlecht in diese erhabene Stunde paßte.

Er verstand sie auch und riß sich zusammen. „Es wird Nacht ... Verzeih mir's, Luzie!"

Schweigend fuhren sie nun talwärts, der kleinen, versteckten Erlenberghütte zu.

Hinter einigen alten Tannenriesen versteckt lag die kleine, aber vielbesuchte Erlenberghütte, die über das ganze Gebirgspanorama, von der Zugspitze angefangen bis hinüber zum Bregenzer Wald, eine herrliche Rundsicht gewährte. Seit vergangenem Herbst wurde diese Hütte von Luzie und ihrem Bruder Richard bewirtschaftet, die beide damals aus dem Tannheimertal zugezogen waren. Und hier hatte Bruno das Mädchen kennengelernt und in ihm einen Kameraden gefunden, wie er ihn brauchen konnte. Luzie hatte Mut und Kraft und schrak vor keiner Strapaze zurück, und hatte auch der böse Föhn heute ihren schönen Winterplan durchkreuzt — sie wollten das Hohe Licht besteigen —, so wurde ihre Freundschaft durch dieses große, gemeinsame Erlebnis nur gefestigt ...

Unter der Tür der Erlenberghütte stand ein Mann und suchte mit ängstlichen, besorgten Augen in der Dunkelheit, als erwarte er jemanden, der schon lange da sein sollte. Besorgt schüttelte er den Kopf, ging zurück in die Stube, kehrte aber immer wieder und hielt von neuem Ausschau. „Endlich," kam es plötzlich erlöst über seine Lippen, als in der Dunkelheit zwei Gestalten auftauchten, und der Hütte zusteuerten.

Wenige Augenblicke später schlangen sich zwei Mädchenarme um seinen Hals. „Armer Richard," rief Luzie. „Du hast dich wohl arg gesorgt um uns? — Schön war's, furchtbar schön; heut sind wir ihm wieder begegnet!"

„Wem denn?"

„Dem Bergtod, in Gestalt einer riesigen Lawine!"

„Luzie," rief er erbleichend, und sein Blick lag bald fragend auf Bruno, der still zur Seite stand, bald auf ihren bewegten Zügen. „So erzähl doch!"

„Später," sagte sie und schnallte die Schneeschuhe ab. „Du kommst doch noch mit hinein, Bruno?"

„Nein, i muß gleich heim."

„Bloß a paar Minuten", bettelte sie so treuherzig, daß auch Bruno seine Skier abschnallte und den beiden Geschwistern in die warme Stube folgte.

Ein dicker, ätzender Tabaksqualm flog ihnen entgegen, und kaum hatten sie die Stube betreten, fuhr ein zottiger Dackel knurrend an ihnen hoch, bis ihn der unverständliche Befehl seines Herrn, des einzigen Gastes der Hütte, an seinen Platz unter den Tisch zurückrief. Dieser einsame Gast war der Jäger=Barthl, der in der Nähe des Ofens vor seinem Krug saß und den Eingetretenen aus seinen buschigen Brauen gemütlich zuzwinkerte. In seinem Mund, den ein ungepflegter Bart umwucherte, hing die unentbehrliche Tabakspfeife, aus welcher er dicke Wetterwolken gegen die Decke stieß, und auf den karierten Hemdkragen stützte sich eigensinnig der unvermeidliche Kropf, der immer dann in ein bedenkliches Schwanken geriet, wenn sein Besitzer aus dem Steinkrug einen kräftigen Zug nahm.

Voll Freude über die glückliche Wiederkehr der beiden Verlorengeglaubten trug Richard ein fettes Kässpatzengericht auf, das den beiden auch vortrefflich mundete. Dabei erzählten sie abwechselnd ihr spannendes Erlebnis.

Allmählich sprachen sich die vier Menschen in die beste Laune, und Bruno riß plötzlich die Gitarre von der Wand und sang mit seiner guten Stimme die schönsten und fröhlichsten Weisen aus seinem reichen Liederschatz. Luzie vergaß Müdigkeit und erlebte Angst, und ihre Blauaugen sprühten Lust und Freude, und sogar der mundstille Jäger=Barthl tat heute ein übriges; er trank einen Krug über das tägliche Quantum und fing schließlich zu jodeln an, ohne

auf seinen Kropf Rücksicht zu nehmen, der sich dabei wie ein Schwanzhammer auf und nieder senkte.

So konnte es kommen, daß sie auch den Wind überhörten, der längst zum Sturme angewachsen war und um das Haus heulte, bis es ihm endlich gelungen war, einen Fensterladen loszulösen, den er dann auch unter heftigem Gepolter auf- und zuschlug.

Mit einem Mal war in der Stube Totenstille. Erschrocken horchten alle hinaus auf das Rauschen und Grollen eines fernen Wassers ...

„Sacker!" ließ sich der Jäger-Barthl als erster hören. „Hochwasser gibt's," stellte er dann fest.

„Bie Gott!" Bruno war in die Höhe gefahren: siedend heiß war ihm jetzt eingefallen, daß er vor der Talsäge die Schleuse geöffnet hatte, und wenn das Hochwasser heranbrausen würde, könnte das ganze Werk beim Teufel sein... Hastig zog er die Mütze über den Kopf und wollte zur Tür.

Luzie vertrat ihm den Weg. „Bleib da, Bruno! Du kannst doch jetzt unmöglich abfahren!"

„I muß, Luzie!"

„Es geht nimmer, Bruno!" sagte auch Richard, der eben von draußen zurückkam, wo er den losgelösten Fensterladen befestigt hatte. „Es regnet bereits in Strömen, und ein furchtbarer Sturm geht!"

Aber nichts half. Bruno machte sich mit Gewalt frei und sprang hinaus in die stockdunkle Nacht. Ehe es die anderen hindern konnten, hatte er die Schneeschuhe angeschnallt und war mit einem kurzen Gutnacht-Gruß in der Dunkelheit verschwunden.

Lange noch stand das Mädchen vor der Hütte und horchte in den Sturm hinaus. Dann schloß sich die Tür, und der Sturm heulte weiter über die einsame Höhe . . .

(Fortsetzung folgt.)

Die Briefmarke.

Erzählung von Franz Schauwecker.

Der alte Mann hatte weißes Haar und sah zum vierundachtzigsten Mal in seinem Leben den Sommer herankommen, den goldenen Glanz der Sonne, die gelbgrünen Wogen des Korns und den violetten Schatten ferner bewaldeter Hügel.

Abends wurde im Wohnzimmer seiner Kinder, bei denen er lebte, das Licht entzündet, und es war keineswegs überraschend zu sehen, daß der Glanz der elektrischen Birnen — in seiner Jugend hatte es nur Petroleumlampen gegeben — in seinen faltigen Zügen einen Schimmer erweckte, der aus der Kindheit heraufzukommen schien.

Der alte Mann bekam plötzlich junge Augen. Er sah, als interessiere ihn das außerordentlich, in das große und breite Buch, das sein fünfzehnjähriger Enkel vor ihm aufschlug.

Es war ein Briefmarkenalbum, das er geschenkt erhalten und in das er nun seine Marken eingeklebt hatte. Es machte ihm Spaß, seine Marken sauber geordnet beinander zu haben. Der alte Mann erinnerte sich seiner Jugend und fand manche Marke von einst heraus. Da war die Australien mit dem schwarzen Schwan, eine Seltenheit, und da die Barbados, der früher seine ganze Sehnsucht gegolten hatte. Seine Jugend stieg heimlich vor ihm auf, als er diese kleine gezackten Papiergebilde sah mit ihren Profilköpfen, ihren fremdartigen Tieren, Kuppeln, Palmen, Minaretten, Symbolen, kleinen zierlichen Gemälden, haarscharf unter den schwarzen Poststempeln. Er lächelte ein wenig verloren, denn er sah in eine Zeit zurück, die sechzig Jahre entfernt lag.

Plötzlich veränderte sich sein Gesicht und schien mit einem Ruck in die Gegenwart zurückzukommen. Die Verlorenheit verschwand, und seine Augen sahen etwas Bestimmtes, eine kleine Marke aus den deutschen Kolonien. Sie war nicht eben wertvoll, eine der Marken, die einen Überseedampfer zeigen und die kurz vor dem Krieg in Gebrauch waren.

Der Junge sah die Bewegung des Alten.

„Das ist eine ganz gewöhnliche Marke, Großvater", sagte er, stolz, den Alten belehren zu können.

„Ja, das stimmt schon, mein Junge", antwortete der alte Mann. „Aber für mich ist sie doch eine ganz ungewöhnliche Marke — das heißt, diese hier nicht, aber eine von ihrer Sorte. Das ist eine merkwürdige Geschichte, die mir da begegnet ist, manches Jahr vor dem Krieg."

Die Eltern wurden aufmerksam, und der alte Mann mußte erzählen.

„Damals", sagte er, indem er einen Schluck von dem kühlen Mosel nahm, „damals war ich in Danzig und noch im Dienst. Ich verbrachte ein paar Tage in einer bekannten Familie, in der kurz zuvor ein entsetzliches Unglück geschehen war. Der Bruder des Mannes, ein höherer Beamter im deutschen Kolonialdienst, hatte seine Frau drüben in Ostafrika ermordet, ohne daß ein sichtbarer Grund vorgelegen hätte. Er hatte sein Verbrechen unaufhörlich geleugnet und war schließlich zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden, die er in Deutschland verbüßte. Die beiden Kinder, ein Junge und ein Mädel, waren mit einem Schlag in tiefes Unglück gestürzt worden und standen ohne Eltern da, der Vater ein Mörder und Zuchthäusler und die Mutter auf die schrecklichste Weise ermordet. Der Bruder des Mörders hatte die Kinder zu sich genommen. Seit der Untat waren damals vier Jahre vergangen.

Der Mord war unter seltsamen Umständen geschehen. Der deutsch-südostafrikanischen Küste sind drei große Inseln und viele kleine Inseln vorgelagert, meist sehr fruchtbare, fast alle Koralleninseln. Von Pagani aus waren einige dieser Inseln und die größere Insel Pemba leicht zu erreichen, andere aber fast unnahbar. Nun fuhr Iversen — so hieß er — gelegentlich mit seiner Frau zu einer dieser Inseln hinüber. Beide setzten sich in ein Motorboot und waren in kurzer Zeit drüben. Die Meereseinsamkeit und die Schönheit dieser Insel hatten es dem Mann angetan. Außerdem war es eine Abwechselung. Man erzählte sich, daß er nicht allein einen Gefallen an dieser Insel gefunden habe; vor vielen Jahrzehnten, bevor die Deutschen dort hinkamen, sollte ein Portugiese dieses Eiland für sich als Wohnort ausersehen haben. Er wollte sich dort niederlassen, aber bevor es noch dazu kam, starb er am Schwarzwasserfieber, und der Plan blieb unausgeführt. Die Wahrheit kannte niemand, und keiner hatte ein Interesse daran, sie festzustellen.

Eines Tages landete Iversen mit seiner Frau wieder drüben. Sie waren beide allein, so daß er der einzige war, der nachher vor Gericht über die Ereignisse aussagen konnte. Er erklärte, daß seine Frau plötzlich verschwunden gewesen sei, ohne daß er groß darauf geachtet habe, weil sie bei diesen Aufenthalten auf der Insel manchmal für eine halbe Stunde allein da oder dorthin gegangen sei. Gefährliche Großkatzen, Büffel und dergleichen gab es dort nicht, so daß er es unbedenklich habe geschehen lassen. Bis er plötzlich, vielleicht dreihundert Meter entfernt, einen Schrei gehört habe. Er sei sofort dorthin gestürzt und habe nach kurzem Suchen seine Frau am Rande eines Baches mit einer klaffenden Kopfwunde liegen sehen. Sie habe noch einige Minuten gelebt, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, und sei dann in seinen Armen gestorben.

Das war alles, was er zu seiner Verteidigung sagen konnte. Er hatte sich übrigens selbst dem Gericht gestellt. Als man Wochen später die Tatstelle untersuchte, fand sich nichts, was für einen anderen als Mörder sprach, allerdings ebenso wenig etwas, das für ihn gesprochen hätte. Es blieb nichts anderes übrig; der Mann mußte es gewesen sein. Das Mordinstrument — offenbar ein großes Messer — war nicht bei ihm zu finden. Das war erklärlich: es war leicht für ihn gewesen, es wegzuwerfen. Und was die Rechtsprechung in den Kolonien angeht, so ist sie keine europäische. Das Land ist riesig, wenig besiedelt, stellenweise unbekannt, die Polizei gering. — Tropen, Kolonie. Iversen wurde zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt."

Das Zimmer verdunkelte sich.

„Ich habe immer gern in Antiquitätenläden herumgewühlt", sagte der alte Mann und zündete sich eine Zigarre an. „Man kann da manchmal sehr billig schöne alte Sachen finden. Und so bekam ich eines Tages im Juni ein schönes altes Werk über Miniaturmalerei in die Hand. Es war sehr billig, und so kaufte ich es.

Als ich es nun zu Hause näher ansah, fand ich einen Brief mit einer deutschostafrikanischen Marke darin. Wie ich die Marke betrachtete, dachte ich an den Sohn jenes Iversen, der Marken sammelte. Aber diese würde er besitzen. Der Brief war geöffnet, und die Bogen lagen noch darin. Ich las den Brief und fand eine Art Liebesbrief, in dem eine Gerda dringend auf eine Insel bestellt wurde, wo ihr der Briefschreiber dringend etwas Wichtiges sagen wollte. Es war ein sehr dringender und aufgeregter Brief, an eine verheiratete Frau gerichtet, denn es war darin von ihrem Mann die Rede. Ich wunderte mich. Ostafrika — Insel — Gerda — Ehefrau? Der Brief war am 1. Juni geschrieben, und ich wußte zufällig, daß jener Mord am 10. Juni geschehen war. Der Briefschreiber war ein Arzt aus Daressalam. Und da wurde ich den Verdacht nicht los, daß hier ein Zusammenhang bestand.

Ich setzte mich dahinter, und da wurde es deutlich: jener Arzt war seit dem Mord aus Daressalam spurlos verschwunden. Die Untersuchung wurde aufgenommen, und man fand bei genauester Besichtigung der Insel die Fundamentgewölbe eines Gebäudes, von denen man vermutete, daß sie Anfänge jenes Hauses seien, das sich der Portugiese hatte bauen lassen wollen. In einem der Kellerräume fand man ein Skelett und ein Messer mit großen Rostflecken. Am Gebiß stellte man fest, daß man hier vor den Resten jenes Arztes aus Daressalam stand, der den Brief aus dem Werk über Miniaturmalerei geschrieben hatte. Gerda war der Vorname der Frau Iversen. Was auf der Insel vorgefallen war, ließ sich nicht mehr sagen. Aber der Arzt war aller Wahrscheinlichkeit nach der Mörder, der sich nachher aus Entsetzen über seine Tat selbst den Tod gegeben hatte. Die Iversensche Ehe war immer glücklich gewesen. Wie die Untersuchung dann ans Tageslicht brachte, mußte der Arzt ein jähzorniger unberechenbarer und gewalttätiger Mensch gewesen sein, der sich vor der Hochzeit der Iversens immer leidenschaftlich um die junge Frau beworben hatte und als ihr Jugendfreund Rechte auf sie zu haben glaubte.

Den Brief entdeckte ich im Juni, und acht Wochen danach war Iversen frei. Ich war dabei, als er ankam. Er war noch kein vom Zuchthaus gebrochener Mann und wurde bald in seine alte Stelle eingesetzt. — Die Marke wurde in der Familie aufgehoben."

Der alte Mann trank seinen Wein aus und betrachtete die weiße Asche seiner Zigarre. „War das Zufall?" sagte er. „Oder soll man es Fügung nennen? Aber es kommt wenig auf den Namen an, den man den Dingen gibt."

Der Junge, der heimlich aus seiner Ecke zugehört hatte, starrte nachher die Marke an, als stecke ein Geheimnis dahinter.

In Birma rudert man mit den Beinen.

Das Insel-Reich der Inthas. — „Venedig" in Hinterindien.

Von Karl von Lahr.

In Asien gibt es immer wieder etwas Neues. Dort leben Menschen, denen es gelingt, ein Boot vorwärts zu bewegen, indem sie auf einem Bein stehen und mit dem anderen — rudern! Dieses erstaunliche Kunststück bringen die Inthas auf dem Inlé-See in den südlichen Schan-Staaten in Birma fertig. Und es ist nicht einmal etwas Besonderes für sie, wenn sie ihre langen, lackglänzenden Fahrzeuge in dieser bemerkenswerten Weise fortbewegen.

Der Inlé-See gehört zweifellos zu den schönsten Binnengewässern der Erde. Da er abseits von den großen Touristen-Wegen liegt, war er bisher nur wenig besucht. Die Inthas, die auf ihm und nicht an seinen Ufern leben, sind birmanischer Abstammung und sollen aus dem Tavoy-Gebiet eingewandert sein. Ihre Dörfer haben sie weit hinaus in dem größtenteils recht seichten See erbaut. Die bambusgeflochtenen und strohgedeckten Häuser stehen auf Pfählen.

Diese Insellage nun bringt es mit sich, daß der Intha für alle Zwecke ein Boot gebraucht: sei es, um das Ufer zu erreichen, um Verwandte aufzusuchen oder auf die Jagd zu gehen. Schon die Kinder dieses „Venedigs" in Hinterindien erlangen frühzeitig eine erstaunliche Geschicklichkeit mit dem Ruder.

Es ist kaum glaublich, sich in einer so phantastischen Weise fortzubewegen, wie es Inthas tun. Einige Südseeinsulaner, die Gelegenheit hatten, Birma zu besuchen, fanden schon den Gedanken lächerlich, daß es eine Ruderart geben sollte, die sie nicht kannten. Aber dann mußten sie zugeben, daß die Inthas ihnen überlegen waren.

Diesen „Sport" üben die Inthas seit undenklicher Zeit aus. Bein-Rudern ist nach ihrer Ansicht das einzig brauchbare Verfahren, um lange Strecken schnell und ohne zu ermüden zurückzulegen. Tatsächlich rudern sie ein mit Waren voll beladenes Boot mehr als dreißig Kilometer weit, ohne unterwegs anzuhalten und auszuruhen! Erstaunlich ist ferner der Anblick eines Intha-Fischers, der am äußersten Ende seines alten, morschen Fahrzeuges auf einem Bein steht, mit dem anderen rudert und in der hoch erhobenen Hand seinen Fisch-Speer hält. Fast ohne Wellenbewegung gleitet das Fahrzeug der Beute nach.

Der Ruderschlag selbst geht so vor sich, daß das Ruderblatt so weit wie möglich vom Ruderer entfernt ins Wasser eintaucht. Die folgende Bewegung geht dann wie mit der Hand vor sich, wobei der größte Druck ausgeübt wird, wenn das Ruder die Lotrechte erreicht. Schließlich hebt es sich hinter dem Ruderer hoch. Oberhalb des Wassers wird die kreisförmige Bewegung fortgesetzt, bis beim Niedergehen des Ruders das Blatt wieder die Wasseroberfläche trifft und der Schlag sich wiederholt.

Wird das Ruder etwas weiter von Bord weg eingetaucht (wenn man vom Heck rudert), so kann man eine Wendung des Bootes nach links, durch Veränderung der Schlagrichtung dagegen eine nach rechts erzielen. Rudert man mit dem rechten Bein, wird seltsamerweise das linke Hüftgelenk außerordentlich angestrengt — weil es ja als Drehpunkt für die ganze Bewegung dient. Übrigens ist der Ausdruck „mit dem Bein rudern" nicht sehr genau, denn die Kraft für jeden Schlag wird ja aus dem Gewicht und dem Schwung des ganzen Körpers erzielt — das Bein selbst dient nur als „Ausführungsorgan".

Sobald man also mit dem einen Bein einigermaßen vorwärts kommt, versucht man es mit dem anderen. Gleichmäßigkeit in der Schlagstärke ist dabei unbedingt erforderlich.

Zu den berühmten Wettfahrten strömen die Inthas aus zahlreichen Dörfern herbei, und die Begeisterung ist nicht weniger groß als bei einer Ruderregatta in Europa. Vierzig Mann in einem Boot, jagen sie aneinander vorbei. Alle stehen. Nur einer sitzt, und zwar in der Mitte des Bootes, um das hineingespülte Wasser auszuschöpfen. Sie halten sich an einer vom Heck zum Bug laufenden Bambusstange fest. Einmal rudern die links, dann die rechts von ihr Stehenden. Erstaunlich ist der Rhythmus, erstaunlicher noch — die Geschwindigkeit!

Wetten werden abgeschlossen, während die Boote auf das Ziel zujagen. Nach dem Wettkampf der Männer beginnt die Regatta der Frauen und Mädchen. Nur mit einem kurzen Röckchen bekleidet, stehen sie in ihren Booten. Ein schöner Anblick, diese gutgewachsenen Gestalten kämpfen zu sehen!



Lustige Ecke



Schnelldiagnose.

Prof. von Leyden stellte seinen Hörern einen „Fall" vor: „Meine Herren — hier haben Sie einen Patienten, der an Dilerium tremens leidet — was sind Sie übrigens von Beruf?"

„Musiker, Herr Geheimrat."

„Meine Herren— das dachte ich mir! Es ist eine Erfahrungstatsache, daß die Betätigung von Blasinstrumenten die Luftwege austrocknet. Der dadurch veranlaßte Flüssigkeitskonsum soll dies beseitigen und führt dann zu Krankheiten, wie Sie eine solche vor sich haben — welches Instrument spielen Sie denn?"

„Die Violine, Herr Geheimrat."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.